

# »...DAS MACHT DIE WELT SO TIEFSCHÖN«

## Ein kurzer Versuch über die zwei Erkenntnissysteme Wissenschaft und Kunst

TEXT WOLFGANG BEHRENS

Jimmy studiert an der Martha-Graham-Akademie, sein Freund Crake am Watson-Crick-Institut. Die Namen der Hochschulen sind natürlich Programm: Die Kunstakademie ist nach der großen amerikanischen Choreografin Martha Graham benannt, deren Innovationen im Bereich des Balletts zur Grundlage dessen wurden, was man später als Modern Dance bezeichnen sollte. Das Wissenschaftsinstitut hingegen bezieht seinen Namen von den Molekularbiologen James Watson und Francis Crick, die als erste die Struktur der DNA entschlüsselten.

Jimmy und Crake stehen paradigmatisch für ihre jeweiligen Disziplinen ein, und genau darüber geraten sie in Streit. Während Crake davon träumt, mittels der Wissenschaft das menschliche Leben zu optimieren und vielleicht sogar das zwischenmenschliche Konfliktpotential abzuschaffen, glaubt Jimmy an die Kraft der Kunst: »Wenn eine Zivilisation Staub und Asche ist, ist die Kunst das Letzte, was übrig bleibt. Bilder, Worte, Musik, Strukturen der Vorstellungskraft. Inhalte – also der Sinn menschlicher Existenz – definierten sich dadurch.« Crake hält dagegen: »Die Archäologen interessieren sich genauso für Knochen und alte Ziegel und versteinerte Scheiße. Manchmal sogar noch mehr. Auch das definiert menschliche Bedeutung.« Zynischerweise stellt Crake die Kunst sogar in einen biologischen Zweckzusammenhang, sie mache nämlich ihre Schöpfer attraktiv. Letztlich sei sie nur »ein Mittel, Sex zu kriegen«.

Jimmy und Crake sind zwei Figuren aus Margaret Atwoods dystopischem Roman »Oryx und Crake«, nach dem das Hessische Staatstheater in diesem Jahr eine Oper von Søren Nils Eichberg uraufführen wird (siehe S. 28). Die Auseinandersetzung, die sie führen, ist uralte Kunst versus Wissenschaft – es treffen da zwei offenbar unvereinbare Erkenntnissysteme aufeinander. Und die aus ihnen resultierenden unterschiedlichen Sichtweisen können schon einmal zu Kontroversen führen. Was an sich kein Schaden ist, denn schon der Schriftsteller Arno Schmidt bemerkte einmal scharfsinnig: »Der Geist der Controverse erhält die Welt in Gang.« Schwierig wird es erst, wenn eines der beiden Systeme die Oberhand zu gewinnen droht.

In Margaret Atwoods »Oryx und Crake« ist letzteres der Fall: Die Wissenschaftler widmen sich darin derart der Optimierung der Welt, dass die Kunst als Störfaktor erkannt und letztlich abgeschafft wird. Im dystopischen Genre ist das ein altes Motiv. In seinem 1920 entstandenen Roman »Wir« – einem Vorläufer von Aldous Huxleys »Schöne Neue Welt« und George Orwells »1984« – entwarf etwa der russische

**Nachdem die Theater,  
Konzerthäuser und  
Museen lange Zeit  
geschlossen waren,  
muss die Kunst erst  
wieder lernen, ihren  
Platz zu behaupten.**

Schriftsteller Jewgenij Samjatin das visionäre Schreckbild eines totalitären Einheitsstaates, in dem wissenschaftlich begründete Normierungen, die alle Lebensbereiche umfassen, jegliche Individualität verdrängen. In dieser Welt dient eine mit Hilfe mathematischer Konstruktionen produzierte Musik nur noch dem Zweck, den Menschen ein übersubjektives Gefühl von Harmonie und Ruhe zu vermitteln. Einmal jedoch besucht der Protagonist des Romans (der auf den schönen Namen D-503 hört) in einer Art Aufklärungsstunde ein Konzert mit Musik vergangener Zeiten, das von einem »Historiker« moderiert wird:

**»Ich gebe Ihnen jetzt ein äußerst komisches Beispiel von dem, was man damals zuwege brachte. Sie hören Musik von Skrjabin. Diesen schwarzen Kasten – der Vorhang teilte sich, wir sahen ein altmodisches Musikinstrument – diesen Kasten nannte man damals Flügel.« [...] Die Pianistin setzte sich und begann zu spielen. Es klang exaltiert, wild und wirr, wie alles aus jener Zeit – bar der Vernunft des Mechanischen. Und alle, die hier saßen, hatten recht: Sie lachten. [...] Ich aber fühlte einen brennenden, süßen Schmerz, wie einen Biss, und ich wollte, dass er tiefer in mich eindrang, dass ich ihn noch stärker spürte. Und da ging langsam die Sonne auf. Nicht unsere Sonne, nein, eine wilde, unaufhaltsam dahinjagende, alles versengende Sonne – nichts mehr blieb von mir –, alles zerfiel in kleine Fetzen ...«**

In einer auf diese Weise von der Wissenschaft durchregierten Welt würde die Kunst buchstäblich ihren Sinn verlieren. Eingeräumt sei immerhin, dass in beiden Romanen der Wissenschaftsbegriff stark reduziert wird: Die utilitaristische Inanspruchnahme, also das Nützlichkeits- und Optimierungsdenken, ist der Wissenschaft nicht eingeschrieben; sie wird ihr in der Regel von außen angetragen. Doch sobald der Wissenschaft die Anwendungszwecke implantiert sind, scheint sie keinen Widerspruch mehr zu dulden. Ein nicht-kantischer kategorischer Imperativ scheint dann von ihr auszugehen, der da lautet: »Du sollst dein Leben nach meinen Erkenntnissen gestalten.«

In der Zeit der Corona-Pandemie führte dies dazu, dass die Wissenschaft plötzlich zum politischen Leitsystem wurde: Die Politiker:innen »folgten« der Wissenschaft – was auch insofern problematisch war, als die Wissenschaft selbst ja den Widerstreit der Hypothesen und sogar Paradigmenwechsel kennt; die Eindeutigkeit ihrer Ergebnisse wurde nicht selten nur suggeriert. Dennoch hat die Wissenschaft während der Pandemie Wichtiges geleistet, zuallererst natürlich Lebensrettendes.

Auf einem anderen Blatt steht, dass andere Erkenntnisssysteme in der Pandemie fast vollständig ausgeblendet wurden. Und dass das Menschenbild, das eine utilitaristisch ausgerichtete Wissenschaft predigt, ein ungemein verkürztes ist. Gesundheitsdiktaturen, wie sie in Juli Zehs »Corpus Delicti«, in Aldous Huxleys »Schöne Neue Welt« (beide noch im Schauspielprogramm des Hessischen Staatstheaters Wiesbaden) oder in Atwoods »Oryx und Crake« geschildert werden, sind nur eine (vielleicht gar nicht so sehr) übertriebene Zuspitzung dessen, was wir tatsächlich erlebt haben.

Nachdem die Theater, Konzerthäuser und Museen lange Zeit geschlossen waren, muss die Kunst erst wieder lernen, ihren Platz zu behaupten. Und sie darf dabei nicht in Fallen tappen. Die größte Falle ist, dass sie sich zu rechtfertigen sucht, indem sie sich Zwecken verschreibt (wobei der von Crake angegebene Zweck, »Sex zu kriegen«, wohl zu den ursprünglichsten der Menschheit gehört.) Kunst muss sich nicht dadurch legitimieren, dass sie politisch ist, aufklärerisch, therapeutisch, entspannend oder einfach nur schön. Kunst darf das alles sein, aber sie muss es nicht. Denn ihre Kraft zieht sie daraus, dass sie die Dinge »anders« anschaut, ästhetisch, im freien Spiel der Sinne. Was genau dieses Ästhetische ist, darüber haben sich Philosophen seit jeher die Köpfe zerbrochen – und alle Formulierungen, vom »interesselosen Wohlgefallen« Immanuel Kants angefangen – werden wohl immer nur Notbehelf bleiben. Dass aber in der Kunst sich etwas grundlegend Menschliches artikuliert, das nicht wissenschaftlicher Rationalität unterworfen ist, steht außer Frage.

In einem Lied von Alban Berg auf einen Text von Alfred Mombert heißt es: »Der Eine stirbt, daneben der Andere lebt: / Das macht die Welt so tiefschön.« Diese Zeile in Zeiten der Pandemie zu zitieren wurde, so meine Erfahrung, als Skandalon empfunden. Doch einem Gedicht wie diesem von Mombert – zumal mit der Musik Bergs – ist nicht rein verstandesmäßig beizukommen, es darf nicht auf seinen Informationswert herabgewürdigt werden. Für die Theater gilt dasselbe: Der hier sich öffnende Erlebnisraum ist nicht einfach eine Anstalt zur Verbesserung des Menschen, aus dem man mit einer gewissen Informationsmenge wieder hinausgeht. Dieser Raum bietet vielmehr Erlebnisse, die gewissermaßen Selbstzweck sind und die den Zuschauer:innen im besten Fall eine ganzheitlich gefüllte Gegenwart ermöglichen. Und das ist – Verzeihung! – eben doch mehr als versteinerte Scheiße. Kunst im Allgemeinen und Theater im Besonderen dürfen daher nie als bloßes »kulturelles Anhängsel«, als »reiner Luxus« denunziert werden. Das sind sie nicht. Sie sind nichts weniger als Grundrechte. Und diese müssen wir verteidigen. Unter allen Umständen.